



„Damit nicht fremde Eigenart überhand nimmt“

Zur Konstruktion kultureller Identität

Dokumentation der Tagung der IG Kultur Vorarlberg am 26. März 2009 in Bregenz

Juliane Alton

Einleitung „Damit nicht fremde Eigenart überhand nimmt“

Dies ist ein Wort von Arnulf Benzer, einem führenden Laien der „Katholischen Bewegung“ in Vorarlberg 1947, das die in Vorarlberg vorherrschende Auffassung von Kultur in den Jahren nach dem 2. Weltkrieg gut charakterisiert. Benzer setzte fort: „Kann sich einer vorstellen, dass Kultur ohne Religion möglich ist? Das muss höchstens einer sein, dem es nicht um den Kern sondern das Gerede von der Kultur geht, und der darunter hauptsächlich Kino, Theater und dgl. Versteht.“¹ Arnulf Benzer wurde bald darauf Kulturrat, was der heutigen Position eines Leiters der Kulturabteilung des Landes entspricht und übte diese Funktion bis in die 60er Jahre aus.

In den 60er Jahren wurde auch ein Vorarlberger Werbebüro für Gastarbeiter in Istanbul eingerichtet, um die Industrie mit Arbeitskräften zu versorgen. Heute beträgt der Anteil der Migrant/innen² an der Bevölkerung in Vorarlberg ungefähr ein Viertel, ein großer Teil davon ist türkischer Herkunft.

Es gibt eine starke Tradition des politischen Katholizismus in Vorarlberg, der bis heute das politische Leben stark prägt. Dies ist mit Ursache für einen relativ späten kulturellen Aufbruch, eine Bewegung autonomer Kulturarbeit, die erst in den 1970er Jahren Fuß fassen konnte. Denn der politische Katholizismus beinhaltet – wenig erstaunlich – eine vehemente Autoritätsgläubigkeit („Wer gegen die Staatsgewalt auftritt, tritt gegen Gott auf“) und eine Skepsis gegenüber bürgerlichen Tugenden.

Der heute amtierende Landeshauptmann Herbert Sausgruber reiht sich bruchlos in diese Tradition ein. Er hat vor einem Jahr, am 9.4.2008, in den Vorarlberger Fernsehnachrichten zum Thema Integration folgenden Satz gesagt:

„Die Integration kann auch nur funktionieren, wenn klar ist, dass es Spielregeln für die Integration gibt und dass es Grenzen gibt, auch für die Freiheiten der Migranten. Und dass wir nicht die Absicht haben, weder im Bereich des Religiösen noch im Bereich der Sprache, unsere Verfassung anderen Auffassungen anzupassen.“ Auch hier tritt deutlich die imaginierte Einheit von Religion, Kultur und Region (Vorarlberg) zutage. Die Aussage fiel im Zusammenhang mit einer Diskussion um die Errichtung religiöser Bauten im Land. Im April 2008 wurde eilig in der Absicht, den Bau von Minaretten zu verhindern, das Raumordnungsgesetz geändert. Das Jüdische Museum in Hohenems hat darauf hin die Veranstaltung organisiert „Wie baut man ein ortsübliches Minarett“.

Es gibt in Vorarlberg, und dafür sollen die zitierten Aussagen Beleg sein, all die sattsam bekannten Diskussionen und Auseinandersetzungen rund um das Thema Migration. Die IG Kultur hat dieses Thema im Jahr 2003 aktiv aufgegriffen und ein noch immer lesenswertes Grundsatzpapier zum „Politischen Antirassismus“ veröffentlicht. In Vorarlberg haben wir gemeinsam mit anderen Einrichtungen einen Vorstoß gemacht, die Kultur von Migrant/innen wahrnehmbar(er) zu machen und ins Fördersystem einzuschleusen, ohne dass sie in einem Integrationskästchen entsorgt würde (jetzt gibt es ein Kästchen „Kultur von Migrant/innen“ innerhalb des Kulturbudgets).

Ziel der heutigen Tagung soll es sein, sich die Chimäre der kulturellen Identität näher ansehen, die immer dann ihren Auftritt hat, wenn es darum geht, ein „Wir“ zu konstruieren und ein „Ihr“ auszuschließen.

Im ersten Vortrag zerlegt Hakan Gürses den Begriff der Identität, der ja bekanntlich eine äußerst greifbare Erscheinungsform hat in der Form von „Identitätspapieren“ und gleichzeitig unfasslich bleibt, wenn der Versuch unternommen wird, eine „Gruppenidentität“ zu definieren.

¹ Zeitschrift Die Quelle 2, 1948, Seite 56

² Miteingeschlossen sind hier auch Vorarlberger/innen mit nicht deutscher Muttersprache der 2. und 3. Generation

Mark Terkessidis wird in seinem Vortrag die Praxis der Integrationspolitik kurz beleuchten, die mittlerweile zwar auch in den Farben von „Diversity“ und Interkulturalität schillert, sich von der Defizitorientierung bezüglich ihrer Objekte aber noch nicht verabschiedet hat – eine sträfliche Vergeudung von Kapazitäten, wie er meint.

Johanna Schaffer plädiert in ihrem Vortrag für das „Un_Abschließen“, für eine Auffassung, die nicht fertig und festgelegt ist, sondern offen bleibt und dadurch mit Erscheinungen umgehen kann, die neu oder fremd erscheinen mögen. Genau das wäre ein denkbare Ziel eines umfassenden Interkulturalismus.

Der Verein für künstlerische Interventionen in Alltags- und Festkultur wird uns in seiner Intervention eine Reihe von Fragen stellen und uns gleichzeitig verköstigen. „Woran nähren sich deine Bilder?“ wird nur die erste Frage sein.

Schließlich sehen wir – nach einem Spaziergang ins Metrokino – den Film „Das andere Ich – Öteki ben“ von Mukadder Püskürt.

Dieses reichhaltige Programm möchten wir Ihnen nun zum Genuss anbieten. Und kommen Sie im Herbst wieder, wenn emanzipatorische Kulturvermittlung unser Thema sein wird.

Hakan Gürses

Kulturelle Identität – Kultur der Identität

I

Über kulturelle Identitäten wurde in den letzten Jahrzehnten viel gesagt.³ Um Wiederholungen zu vermeiden und um mich auch an den Zeitrahmen zu halten, werde ich thesenhaft und zugleich essayistisch über das Thema sprechen. Dabei hoffe ich auf eine anschließende gemeinsame Diskussion.

Vor einigen Jahren lautete der Werbespruch eines Kreditkarten-Anbieters: „Entweder Sie haben eine, oder Sie brauchen eine.“ Dieser Satz kann eins zu eins auf kulturelle Identitäten übertragen werden – vor allem, wenn man einer Minderheit, einer diskriminierten Gesellschaftsgruppe angehört; jedenfalls, wenn man ein/e Migrant/in ist. Allein schon diese Wörter, welche die Notwendigkeit von Identitäten für bestimmte Gruppen hervorheben sollen (Minderheit, diskriminierte Gruppen, MigrantInnen) *sind* bereits Identitäten. Das Anderssein ist eine Eigenschaft, die Identitäten nach sich zieht: Eine Mehrheit braucht zumeist keine Identität, oder diese ist dermaßen selbstverständlich, dass sie nicht oft erwähnt wird. Die Mehrheit ist das Zentrum, die Norm, und die jeweilige Nähe oder Distanz zu ihr bildet das Kriterium bei der Verteilung von identitären Bezeichnungen. Mit anderen Worten:

„Das Anderssein wird immer nur bei den andern akzeptiert, und zwar je nachdem, wie anders sie sind, so daß der Unterschied unsere Identität bestätigt, ohne sie zu gefährden.“⁴

Das 20. Jahrhundert begann mit dem Begriff *Klasse* und endete mit dem Begriff *Identität*. Diese beiden Termini bildeten jeweils das Zentrum revolutionärer Erhebungen, politischer Debatten, sozialer Bewegungen, medialer Repräsentationen und nicht zuletzt sozialwissenschaftlicher Forschungen. Es wäre wahrscheinlich nicht allzu vermessen zu behaupten, dass die *Cultural Studies* genannte Forschungsrichtung bzw. Schule die Verbindung der beiden Termini und den allmählichen Übergang von Klasse zu Identität markiert – ein Prozess, der in den identitätspolitischen Diskurs neuer sozialer Bewegungen mündete und schließlich in postkolonialen Theorieansätzen einen „strategischen“ Höhepunkt erreichte.

Ebenso bewusst pauschal möchte ich festhalten, dass wir heute von kultureller Identität eher als von einem Auslaufmodell reden. Was Eric Hobsbawm einst in Anlehnung an Hegel bezüglich des Endes des Nationalismus schrieb, dass nämlich die Eule der Minerva erst in der Nacht ausfliege, um uns Klugheit zu bringen⁵, gilt auch für das Ende der Identitäten. Dass in der EU in den letzten Jahren eine Diskussion über europäische Identität entfacht wurde, ist das beste Anzeichen dafür. In der Literatur finden sich solche Anzeichen seit Längerem und deutlicher: Wurde der Nexus Differenz/Identität ab den 1990er Jahren in *Queer-Theory* einer unerbittlichen „Deonstruktion“ unterzogen, kehrt der Klasse-Begriff in den neueren Debatten über Umverteilung durch die Hintertür wieder in das theoretische Repertoire der sozialen Bewegungen zurück.⁶

Aus meiner Sicht ist das eine gute Nachricht: Die kulturelle Identität steht nicht mehr unbestritten im Zentrum wissenschaftlicher Beschäftigung. Seit einigen Jahren erscheinen keine wichtigen Titel mehr zum Thema *Identität*. Amartya Sen's Buch trägt auch den Titel „Die Identitätsfalle“ und kann nicht unbedingt als eine Bejahung kultureller Identität

³ Ich selbst tat dies auch. Vgl. etwa: Hakan Gürses (1994): Wechselspiel der Identitäten. Bemerkungen zum Minderheitenbegriff. In: SWS (Sozialwissenschaftliche Studiengesellschaft)-Rundschau 4/94, Wien: 353-368; ders. (1998): „Ich bin Niemand“. Identität – von Odysseus zu Minderheiten. In: P. Bettelheim u. a. (Hg.): Kunststreiten auf dem Lippizaner der Identität. Beiträge zu Kultur und Mentalität. Klagenfurt/Wien/Ljubljana/Sarajevo: Wieser Verlag: 35-47; ders. (2000a): Identität: Endstation der Geschichte oder eine endlose Geschichte? In: kursiv 7-1/2/: 23-31 sowie ders. gemeinsam mit D. Çinar, B. H. Punzenberger, K. Reiser, S. Strasser (2000b): Die notwendige Unmöglichkeit. Identitätsprozesse Jugendlicher von unterschiedlicher Herkunft in Wien. In: J. Berghold / E. Menasse / K. Ottomeyer (Hg.): Trennlinien. Imagination des Fremden und Konstruktion des Eigenen. Klagenfurt/Celovec: Drava: 149-178.

⁴ Maurice Aymard (1989): Die Minderheiten. In: Fernand Braudel (Hg.): Europa: Bausteine seiner Geschichte. Frankfurt/M.: 69-97.

⁵ Eric J. Hobsbawm (1991): Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780. Frankfurt/M.; New York: 221.

⁶ Vgl. etwa Nancy Fraser/Axel Honneth (2003): Umverteilung oder Anerkennung? Eine politisch-philosophische Kontroverse. Frankfurt/M.

interpretiert werden, so wie das Buch von Amin Maalouf (übrigens: eines der besten zu diesem Thema) den Titel „Mörderische Identitäten“ trug.

Der guten Nachricht muss naturgemäß eine schlechte folgen. Diese will ich am Ende meines Vortrags nennen.

II

Nun will ich meine eingangs versprochenen fragmentarischen Gedanken thesenhaft und essayistisch formulieren. Es folgen Aussagen über Identität, die deren *Matrix* betreffen. Sie gelten für kulturelle Identitäten ebenso wie für geschlechtliche oder ethnische.

Identität ist logisch und darin vor allem tautologisch.

Der Begriff hat eine lange Geschichte; er geht auf das lateinische Wort *idem* (dasselbe) zurück, das auf Griechisch *to auto* hieß. Die bekannteste Form hat Identität in diesem Zusammenhang in den formallogischen Sätzen wie:

$A = A$, oder A darf nicht gleichzeitig A und Nicht-A sein.

Diese Sätze sind – wie alle Sätze der Logik – Tautologien. Und das nicht nur im formallogischen Sinn: Dass sie nämlich etwas aussagen, was quasi von beiden Seiten aus mit demselben Resultat gelesen werden kann. Tautologie ist auch etymologisch betrachtet (*to auto* und *logos*) die Logik des Identen, eine Lehre der Identität.

Im logischen Kontext begegnen wir dem Begriff als *ident* auf. Eine Selbstheit wird darin behauptet. Die Grenze zwischen der griechischen Antike und der monotheistischen Überlieferung ist hier relativ fließend. In *Exodus 3, 14* fragt Moses Gott: „Wenn meine Leute fragen, wer Gott ist, wie soll ich ihnen antworten?“ Gott antwortet (nach Überlieferung, die allerdings auf einer falschen Übersetzung beruhen soll): „Ich bin, der ich bin!“

Diese Antwort, mittlerweile ein geflügeltes Wort, mag ein wenig überheblich sein für Menschen, für Gott oder die Götter ist sie nachgerade kennzeichnend; das war auch Platons Gedanke zum Thema Identität.

Identität ist forensisch.

Identität dient der Verwaltung, der Regierung, der Exekutive, mich zu identifizieren. Folgende These scheint mir möglich zu sein: Der einzige Bereich, der Differenzen als solche anerkennt und nicht als Gegensatz von Identität begreift, ist die Forensik. Entweder auf den Spuren eines Verbrechens, in Form von Fingerabdruck bzw. genetischem Code (durch die DNS-Analyse), oder *in vitro*: am toten Körper werden Differenzen für „bare Münze“ genommen. Sie werden nicht auf einen Aspekt oder einige wenige Aspekte (Geschlecht oder Hautfarbe) reduziert, sondern in ihrer Gesamtheit betrachtet, sodass sie im Individuum kulminieren. Aber auch hier dient Differenz letztendlich dazu, jemanden zu *identifizieren*. In einer Tautologie, in der Logik des Identischen, kann Differenz nicht an sich bestehen.

Identität sind meine Papiere.

Wenn ich keine Papiere habe, gibt es mich nicht. Oder doch; aber nur als Gesetzesbruch, als wandelnde Illegalität, als Mitglied von *sans-papiers*. Ohne Papiere bin ich ein wenig wie der „Homo sacer“, von dem Giorgio Agamben berichtet: eine Figur im alten Rom, die völlig entrechtet war⁷.

Identität ist eine Zwangsbeglückung.

Wie in der Kreditkartenwerbung. Mit Betonung auf Zwang.

Identität ist Ausgang und Ziel der Psychotherapie.

Vor allem in der Sozialpsychologie von Goffman und Erikson gilt der Grundsatz: Wenn der identitäre Kern einer Person beschädigt ist, muss er repariert werden.

⁷ Vgl. Giorgio Agamben (2002): *Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben*. Frankfurt/M.

Identität ist Fremdzuschreibung und Selbstzuschreibung in einem.

Ich bin in den Augen anderer der, der so identifiziert (benannt) ist. Ich bin in meinen Augen der, als der ich von anderen identifiziert (benannt) werde. Amin Maalouf drückt diesen Gedanken klarer aus:

„Denn oft ist es unser Blick, der die anderen in ihrem engsten Identitätsmuster einsperrt – so wie es auch unser Blick ist, der sie daraus befreien kann.“⁸

Eine Analogie kann diesen subjektiven/individuellen und objektiven/kollektiven Aspekt besser verstehen helfen: Identität ist wie ein Name, den mir andere (meine Eltern) gegeben haben, der *ihr e* Wünsche, *ihr e* Sehnsüchte, *ihr e* Tradition in sich trägt, aber mich ein Leben lang begleiten wird, mit dem ich irgendwie umgehen, mich herumschlagen, „identifizieren“ muss.

Identität war/ist der Kern der Emanzipation. Sie bildete/bildet aber zugleich den Kern der Exklusion und Unterdrückung.

Terry Eagleton schreibt über den Begriff *Kultur*:

„Kultur ist eine jener seltenen Ideen, die für die politische Linke ebenso integrierend wirken, wie sie für die politische Rechte lebenswichtig sind.“⁹

Was für Kultur gilt, gilt umso mehr für kulturelle Identität. Identität ist vieles und zugleich dessen Gegenteil. Ich habe diesen Gedanken an anderer Stelle besser formuliert, weshalb ich – so unhöflich das auch sein mag – mich selbst zitieren will:

„Identität ist gewissermaßen der Schauplatz, auf dem Macht und Widerstand, Politik und Gegenpolitik, Beherrschung und Nicht-Beherrschtwerden aufeinander prallen. Zugleich ist sie ein soziales schwarzes Loch, in dem der Unterschied zwischen Macht und Widerstand, dem Eigenen und dem Anderen durch die übersteigerte Anziehungskraft eingeebnet wird, wenn man ihr, der Identität, zu nahe kommt. (...) In ihrem ungeschlossenen Raster werden Differenzen in Ähnlichkeiten umkodiert; im politischen Aktionsradius der Identität vermischt sich jeder Blick in die Zukunft mit einer imaginierten Erinnerung und jede Rückschau mit einer ortlosen Zukunft. Identität ist Utopie und Topos, Transzendenz und Verortung, Ausgang und Ziel, Sehnsucht und Sucht zugleich.“¹⁰

Identität ist der konstitutive Gegensatz von Differenz.

Differenzen münden in Identität. Jede Identität bedarf Differenzen. Identität dient in diesem Sinne dazu, Differenzen zu reduzieren, zu „bündeln“. Aus prinzipiell unzählbaren Differenzen kristallisiert sich in der Identitätsbildung eine Differenz (etwa Geschlecht oder Hautfarbe oder Schichtzugehörigkeit) heraus, um die herum ein Kollektiv entsteht, dessen Angehörige auf diese Identität hören und ein und dieselbe Differenz „aufweisen“. Differenz wird also von der Seite der Norm und der Identität „gelesen“.

Identitäten lassen Differenzen nur als den eigenen Gegensatz zu, nicht jedoch in ihrer Eigenart: Das Andere ist das Nicht-Eigene. Differenz findet nur in der Logik der Identität (Tautologie) eine Sprache, wenn wir sie, Differenz, aussprechen wollen.

III

Zurück zum Anfang: Ich sagte vorhin, dass ich glaubte, Identität habe als Lieblingsthema der Wissenschaft ausgedient. Ich sagte auch, das sei die gute Nachricht. Der schlechten Nachrichten sind jedoch leider gleich zwei:

⁸ Amin Maalouf (2000): *Mörderische Identitäten*. Frankfurt/M.: 24.

⁹ Terry Eagleton (2001): *Was ist Kultur?* München: 8.

¹⁰ Gürses (2000a): 28.

1. Identität mag als wissenschaftliches Erklärungsmodell ausgedient haben; politisch lebt sie munter weiter. Auch medial oder im Kontext sozialer Bewegungen hat sie ihre Bedeutung keineswegs eingebüßt.

2. Sollte es auch einmal so weit sein und der Identitäts-Begriff wirklich verschwinden: Was wird diesen Platz einnehmen, den er hinterlassen haben wird? Kulturelle Identität war von einer *Kultur der Identität* hervorgebracht worden; und wir leben noch in dieser. Ihren besten Ausdruck hat sie immer noch in unserer Tautologie: der Logik des Identischen. Was wird also kommen?

Wird das Bedürfnis, in stabilen (auch in Krisenzeiten bleibenden) begrifflichen Einheiten und sozialen Konstrukten Hilfe zu suchen, weiter bestehen? Ich nehme das sehr stark an. Was mag dann kommen? Ich versuche nicht erst, diesbezügliche Prognosen zu erstellen. Welche annehmbaren „Kandidaten“ gibt es heute?

Klasse? Ich weiß nicht, ob die kulturelle Identität des Proletariats ihm seine Klassenidentität nicht schon für alle Zeiten ausgetrieben hat.

Multitude? Die Menge, die Vielheit, „Singularitäten, die gemeinsam handeln“, wie es bei Michael Hardt und Antonio Negri¹¹ heißt? Allein um den Begriff zu verstehen, wurden/werden mehrere Dutzend Workshops und Tagungen veranstaltet. Kann ein solcher Terminus über intellektuelle Kreise hinweg *benennen* und *anrufen*?

Wird aber vielleicht doch der Gedanke siegen, dass wir in einer Zeit des Hybriden, des *Unabgeschlossenen* und der *Unentscheidbarkeit* leben? Wird die Idee des „Dazwischen“ die begriffliche und konzeptuelle Hoheit gewinnen? Wird dieses Jahrhundert das Jahrhundert des „Inter-“ werden?

Das sind meine Fragen, die ich gerne mit Ihnen diskutieren möchte.

¹¹ Vgl. Michael Hardt, Antonio Negri (2002): *Empire*. Die neue Weltordnung. Frankfurt/M. sowie dies. (2004): *Multitude*. Krieg und Demokratie im Empire. München.

Mark Terkessidis

Interkultur als Chance. Für eine barrierefreie Bildung.

„Warum sehe ich hier nur weiße Gesichter?“ – diese Frage könnte in vielen Zusammenhängen, in sehr vielen Gremien gestellt werden. Sie würde freilich kaum Erröten auslösen, sondern eher hemdsärmelige Verteidigungsreden hervorrufen: „Wir“ sind doch offen, warum kommen die Leute mit Migrationshintergrund denn nicht einfach auf „uns“ zu? Und vor allen Dingen: Wo sollen „wir“ die guten Leute denn hernehmen? Es gibt einfach nicht genügend qualifizierte Kräfte. Solche Argumente sind in den meisten gesellschaftlichen Institutionen selbstverständlich verbreitet und sie entsprechen in etwa dem, was sich Frauen vor nicht allzu langer Zeit anhören durften. Nun muss man es durchaus als Fortschritt betrachten, dass die Frage der Beteiligung von Personen mit Migrationshintergrund überhaupt auf den Tisch kommt. Die Dringlichkeit dieses Problems ist allerdings noch nicht ins allgemeine Bewusstsein vorgedrungen – tatsächlich handelt es sich um eine Frage des Überlebens. Schon jetzt beträgt der Anteil von Kindern und Jugendlichen mit Einwanderungsgeschichte in den bevölkerungsstarken Bundesländern etwa ein Drittel der Schülerschaft. Was aber passiert, wenn diese Kohorten die Schulen verlassen? Wie sind die Institutionen auf dieses Klientel eingestellt?

Zurzeit überhaupt nicht. Doch hinter den Kulissen, zumal auf kommunaler Ebene, gärt es – die Schwierigkeiten sind hier virulenter. Allerdings steht das herrschende Verständnis von „Integration“ der Bearbeitung der Herausforderungen im Wege. Denn immer noch geht dieses Konzept von einer „deutschen“ Norm aus. Vorausgesetzt wird das Niveau der einheimischen, mittelständischen Individuen, erworben aufgrund eines funktionierenden familiären Backgrounds. Migranten gelten ebenso wie Angehörige der Unterschicht oder Behinderte als defizitäre „Sorgenkinder“. „Integration“ bedeutet in diesem Sinne, die „Sorgenkinder“ durch Sondermaßnahmen zu einem bestimmten Zeitpunkt, etwa dem Schuleintritt, auf den gleichen Stand zu bringen. Insbesondere beim Bildungssystem wird jedoch immer deutlicher, dass diese Politik die angeblichen „Sorgenkinder“ regelrecht produziert, und dass man nicht weiterkommt, wenn man glaubt, dass man nur die Marginalisierten reformieren muss und nicht das ganze System.

Das Prinzip der „Diversity“, das fundamentalere Veränderungen anstrebt, hat der Organisationsberater Roosevelt Thomas einmal erklärt, indem er das Beispiel vom Besuch des Elefanten im Haus der Giraffe erzählte. Zwar hat die Giraffe für den Elefanten die Tür verbreitert, damit er überhaupt eintreten kann, doch einmal im Haus „passt“ der Elefant aufgrund seiner Körpermaße nirgendwo – es scheint sogar, als beschädige er das Haus. Daraufhin empfiehlt ihm die Giraffe eine Abmagerungskur. Der Elefant dagegen ist der Auffassung, dass das Haus selbst verändert werden muss, so dass es den Unterschieden seiner Benutzer gerecht wird. Und darum geht es in der Zukunft: Um die Gestaltung von Institutionen, die der Vielfalt in der Gesellschaft gerecht werden – und diese Vielfalt meint nicht nur Migrationshintergrund.

Insbesondere im Kulturbereich ist, durchaus im Sinne der Neugestaltung des Hauses, in letzter Zeit viel von „Interkultur“ oder von „interkultureller Öffnung“ zu hören. Oft jedoch steht dieser Begriff implizit wiederum nur für das, was Migranten machen. Die Fördertöpfe für Kultur sehen gewöhnlich einen Sonderetat für „interkulturelle Kunstprojekte“ vor, so als seien alle anderen Projekte weiterhin rein „deutsch“. Und während man von der „deutschen Kultur“ gewöhnlich annimmt, dass sie sich quasi naturwüchsig entfaltet und dass sie in ihrer künstlerischen Freiheit nicht beschnitten werden darf – etwa von so etwas Profanem wie Quoten –, gilt für die „Interkultur“, reduziert auf die kulturellen Artikulationen von Migranten, das genaue Gegenteil. Hier ist oft ein gänzlich instrumenteller Umgang mit Kultur verbreitet. Kultur soll letztlich dazu dienen, den sozialen Frieden zu gewährleisten: Sie soll die Folgen einer dramatischen Arbeitslosigkeit kitten, sie soll mittlerweile sogar ernsthaft helfen, Fundamentalismus zu verhindern.

Nun ist Kultur mit der Lösung solcher gesellschaftlichen Probleme hoffnungslos überfordert. Zudem läuft ein instrumentell-pädagogisches Verständnis von Interkultur den Charakteristiken künstlerischen Ausdrucks völlig zuwider, zu denen auch Mehrdeutigkeit, Differenz oder Provokation gehören. Eine ernsthafte Implementierung von interkultureller Öffnung würde bedeuten, dass man der angeblichen Naturwüchsigkeit der „deutschen Kultur“ zu Leibe rücken muss – und zwar in institutioneller Hinsicht. Denn die Einrichtungen sind für „Giraffen“ ausgestattet. Eine Untersuchung würde sehr

schnell zeigen, dass die Kulturinstitutionen einen bestimmten Typus bevorzugen: mittelständisch, bildungsbürgerlich, nicht-behindert, einheimisch. Für alle anderen Personen gibt es erhebliche Barrieren.

Als mein Vater vor 50 Jahren nach Deutschland kam und schließlich genügend Deutsch konnte, da ging er selbstverständlich ins Theater. Das Theater in Athen war zu jener Zeit ein populäres Vergnügen: Man besuchte es nach der Arbeit und dort wurde gegessen, gelacht und geschrien. Man kann sich leicht ausmalen, wie mein Vater sich im Kreise des steifen Theaterpublikums in Deutschland gefühlt haben muss, wo jedes Hüsteln sanktioniert wurde. Er ist nie wieder ins Theater gegangen. Hat sich nach 50 Jahren wirklich viel geändert? Zweifellos hat sich etwas getan. Dennoch sind gerade die hoch subventionierten städtischen Theater immer noch Orte, wo sich bestimmte Leute wie zuhause und andere Leute deplaziert vorkommen.

Eine interkulturelle Öffnung ist ein durchaus schmerzhafter, aber auch höchst kreativer Prozess, in der sich die Institutionen im Sinne eines Mainstreaming befragen müssen, inwiefern sie die Vielfalt in der Gesellschaft, also die unterschiedlichen Hintergründe, Voraussetzungen, Herangehensweisen etc. im normalen Ablauf berücksichtigen. Im Falle der Personen mit Migrationshintergrund kann es nicht bloß darum gehen, Nischen zu schaffen, sondern alle Bereiche müssen für das Thema sensibilisiert werden. Bleiben wir beim Beispiel der Theater. Da wäre zunächst die Frage: Wie viele Personen mit Migrationshintergrund sind eigentlich im Ensemble? Nicht viele. Warum ist das so? Was muss an den Rekrutierungstechniken auch proaktiv und längerfristig verändert werden, um eine Zusammensetzung zu gewährleisten, die den gesellschaftlichen Verhältnissen entspricht?

Die nächste Frage betrifft das Publikum: Wieso nutzen Personen mit Migrationshintergrund das Angebot so wenig? Tatsächlich kennen viele Migranten die kulturelle Infrastruktur überhaupt nicht: Ein Besuch im Stadttheater würde manchen geradezu Angst machen. Aber das Theater müsste auch für Leute da sein, deren Bildungsvoraussetzungen nicht „passen“. Dafür müsste der Raum zunächst geöffnet und zugänglich werden – möglicherweise durch ein Konzert mit einem bekannten Musiker. Erst wenn der Raum in der „cognitive map“ überhaupt auftaucht, dann beginnt man, die dort gemachten Angebote wahrzunehmen. Und schließlich gibt es noch eine Frage bezüglich der inhaltlichen Ausrichtung: Wird die Vielfalt thematisch einbezogen? Um wessen Vorlieben, Perspektiven und Probleme geht es im Theater? Auch dort wird ein Blick in viele Spielpläne zeigen, dass hier große Teile der Bevölkerung mit ihren Anliegen kaum auftauchen.

Das Theater ist nur ein Beispiel – man hätte auch jede andere Kulturinstitution oder Institution betrachten können. Eine interkulturelle Öffnung ist kein Pappenstil. Und muss belohnt werden. Mit der Aufstockung der Förderung für „interkulturelle Projekte“ ist es nicht getan: Im Vordergrund muss das Mainstreaming stehen. Dazu braucht es Konzepte, Zielvorgaben und Evaluationen. In Deutschland ist es nun oft so, dass für bestimmte, gesellschaftlich angesagte Themen plötzlich sehr viel Geld zur Verfügung steht. Dieses Geld wird dann jedoch ohne Plan verteilt, durch ad hoc zusammengesetzte Jurys, deren Teilnehmer keine entsprechenden Qualifikationen aufweisen. Der nachhaltige Effekt ist zumeist gleich Null. Am Anfang braucht es daher ein klares Konzept. Es muss eine Vorstellungen von Qualitätskriterien und Zielen geben. Ohne überprüfbare Vorgaben – auch in Form etwa von Quoten – wird sich nichts ändern.

Unterdessen hat jedes größere Unternehmen ein sogenanntes Diversity-Programm: Unterschiede werden dort als Ressourcen betrachtet und nicht als ein zu lösendes Problem. Da es der Staat ist, der durch die Kulturförderung in hohem Maße Einfluss nimmt auf die Kultur in Deutschland, wäre die zukünftige Entwicklung durchaus politisch beeinflussbar. In Großbritannien hat man genau das getan, und tatsächlich ergab sich daraus eine äußerst kreative Situation. Und selbst wenn man nur über so etwas wie „Konkurrenzfähigkeit“ spricht, dann steht die britische Kultur heute gerade aufgrund ihrer Vielfalt international extrem gut da. Gegen Terroranschläge hat Kultur freilich nicht geholfen. Aber das war auch nicht ihre Aufgabe.

Johanna Schaffer

Unabschluss: Bausteine und Werkzeuge, um Formen (Identitäten) offen zu halten.

Ich werde mich im Folgenden mit einigen Bausteinen und Werkzeugen an der Konzeption jenes Hauses beteiligen, das Mark Terkessidis in seinem Beitrag als Haus der Giraffe bereits eingeführt hat. Vor allem aber bin ich daran interessiert, dieses Haus und unsere Vorstellung davon in Bezug auf eine Dimension herauszufordern, die an jeder (gesellschaftlichen) Herstellung beteiligt ist: die Dimension des Indefinitiven, Unbestimmten und Formlosen. Hier noch einmal Mark Terkessidis Beschreibung:

Es gibt eine schöne Geschichte, die ich dem Buch eines US-amerikanischen Unternehmens- und Organisationsberaters entnommen habe und die das Thema Diversity etwas plastischer veranschaulicht. Die Giraffe hat für sich ein sehr schönes Haus gebaut und dafür einen Preis erhalten als »Giraffenhaus des Jahres«. Irgendwann sieht sie auf der Straße einen Elefanten vorbeilaufen und denkt: »Ach, den Elefanten kenne ich vom Elternsprechtag, ich lade ihn mal zu mir ein, wollte ich immer schon mal machen.« Der Elefant kommt. Dann gibt es das erste Problem: Der Elefant passt nicht durch die Tür, die natürlich für Giraffen gemacht wurde. Es gibt aber eine Flügeltür, die die Giraffe öffnet, und der Elefant kann eintreten. Als der Elefant im Giraffenhaus ist, findet eine Katastrophe nach der anderen statt. Er bricht in den Dielen ein, die Treppe zerbricht, er stößt das Porzellan um, also: Es will überhaupt nichts gelingen. Irgendwann verliert die Giraffe ihre Geduld, obwohl sie sich freut, dass der Elefant da ist, und sagt: »Pass mal auf, das klappt jetzt hier nicht so gut. Wenn du wiederkommen willst, dann musst du eine Abmagerungskur machen«, und sie empfiehlt ihm, zum Ballett zu gehen. Da meint der Elefant: »Das geht so nicht. Wenn ich mit dir in einem Haus zusammen sein soll, müssen wir das Haus auch baulich entsprechend verändern.« Die Geschichte verdeutlicht den entscheidenden Gedanken:

Es bedarf Umbaumaßnahmen am (gesellschaftlichen) Haus, und man kann nicht von den Individuen verlangen, dass sie ein Normmaß annehmen. (Terkessidis 2008)

Baustein 1: „insert category here“ - Kategorie hier einfügen

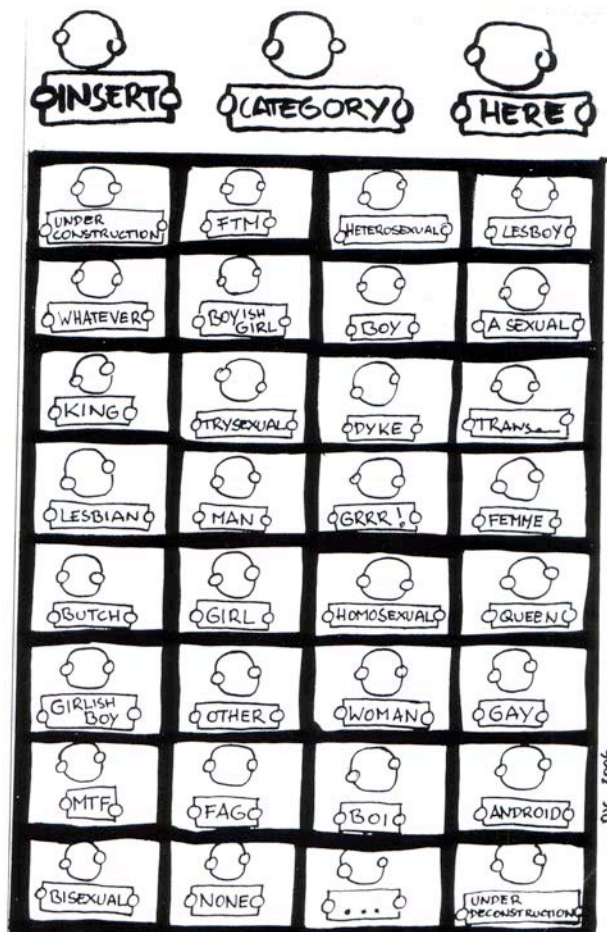


Abb. 1: nic 2006, aus dem Katalogobjekt der Ausstellung „Queerulanten innen/außen“, Dez. 2006 u. Jän. 2007 im Kunstraum <auto>, 1030 Wien. Mehr Info auf <http://www.nic.tumblr.com>

Meinen ersten Baustein liefert eine Zeichnung, die als kopiertes Blatt einer Materialkompilation beigelegt war. Diese Materialkompilation ist der Katalog einer Ausstellung mit queerer Kunstproduktion in Wien, die mit die Queerulanten innen außen betitelt war und von einem Künstler_innen-Kollektiv in ihrem selbstorganisierten Kunstraum <auto> Ende 2006 organisiert wurde.¹² Nachdem der Begriff queer öfter vorkommen wird, kurz eine Definition, wie ich ‚queer‘ verwende:

Queer (engl. für schräg, sonderbar, falsch; das negative Bedeutungsfeld des Wortes lässt sich gut mit dem des deutschen Begriffs „pervers“ vergleichen) ist eigentlich eines der klassischen homophoben und transphoben Schimpfwörter. Im englischen und US-amerikanischen Sprachraum erfährt es aber seit den späten 1980er Jahren und im deutschen Sprachraum seit Mitte der 1990er Jahre eine Rückaneignung durch die Personen und Kontexte, die damit abgewertet werden sollten. Heute wird es zum einen als Begriff der politischen (Selbst-)Bezeichnung und zum anderen in theoretischer/kritischer Arbeit verwendet und meint hier, manchmal auch programmatisch, Gegensätzliches. Denn zum einen zirkuliert queer zunehmend als Identitätsbezeichnung all jener Leute, deren sexuelle Lebensweisen nicht mit der heterosexuellen Norm übereinstimmen. Als theoretische Kategorie und Denkbewegung ist queer jedoch identitätskritisch. Ausgehend von Sexualität als gesellschaftlicher Analysekatgorie ist queere Theorie der Kritik identitätslogisch strukturierter Ordnungen und ihrer normalisierender und hierarchisierender Prozeduren verpflichtet. Queer kritisiert zum

¹² Vgl. <http://www.parking-lot.org/archive.html> (10. Mai 2009)

Beispiel Vorgänge der Klassifikation, durch die z.B. jene sexuellen/geschlechtlichen Identitäten zuallererst hergestellt werden, die dann als homosexuelle oder sonstige perverse „Minderheiten“ zusammengefasst werden.¹³

Zurück zum queeren Baustein: „insert category here“ steht im oberen Teil von nics Arbeit (Abbildung 1) also „kategorie hier einfügen“, und jedem der Wörter ist ein eigenes Kästchen gegeben: under construction, FTM, Heterosexual, Lesboy, Whatever, A sexual, King, Trysexual, Grr!, Femme und viele mehr finden sich hier. Die Zeichnung ist zweifelsohne ein ironischer Kommentar jener Kulturtechnik, entlang derer wir in vielen Situationen unseres Lebens aufgefordert werden, uns für unsere sexuellen oder geschlechtlichen Selbstsetzungen entlang einer (und nur einer) von zwei (und nur zwei) geschlechtlichen Kategorien auszurichten -- denken Sie z.B. an den Besuch öffentlicher Toiletten (und auf die Toilettenfrage werde ich zurück kommen). Aber diese Darstellung ironisiert gesellschaftliche Situationen geschlechtlicher oder sexueller Kategorisierung nicht nur, sie zitiert und produziert gleichzeitig auch jetzt, hier, während wir lesen, eine Welt der vielen Kategorien und Kategorisierungen. Dabei sind diese Kategorien keineswegs unsinnig – das wäre ein großes Missverständnis. Denn die Zeichnung zitiert Kategorien, die in queeren Welten längst Sinn, Bedeutung und Wirklichkeit besitzen.

Also ist mein erster Baustein das, was diese Zeichnung an Ironisierung, Persiflierung und gleichzeitiger Ausstreuung sexueller Kategorisierungen herstellt – als ein Zitieren queerer sexueller Welten, die wir nicht erst erfinden müssen, sondern die es längst gibt. Neben dem Baustein liegt queer als Werkzeug.

Baustein 2: Auch das ist sicherlich ein Ausschlusskriterium

Zurück zu Marks Geschichte, zu dem Haus – ein Projekt, das ich gerne so weiterdenken möchte, dass Offenheit, Unabschließbarkeit und nicht nur das Formende, sondern gleichzeitig das Unformende Bestandteil seiner Form sind. Ein guter Grund dafür ist auch, dass wir heute, da wir Häuser bauen, weder wissen, welche Tiere noch daherkommen werden, um mitzuwohnen, und auch nicht wissen, welche Tiere wir selbst noch werden wollen – und wir ja auch daran interessiert sein könnten, Prozesse des gemeinsamen Herstellens so weit wie möglich zu entfernen von Situationen des Identifizierens, Fixierens, Ausweisens. Daher stellt sich die Herausforderung, möglichst umfassend die Grundlagen und Bedingungen unser aller Werdens zu ermöglichen, ohne auf definitorischen Gewissheiten zu bestehen. Da es dazu auch unser aller Vorstellungsvermögen bedarf – und zwar in Form eines kollektiven und gesellschaftlichen Vermögens, zeige ich Ihnen Bilder. Denn diese Werkzeuge unterhalten in unserer Gesellschaft ein privilegiertes Verhältnis zu Vorstellungsvermögen, Imagination und Phantasie. Hier also ein weiterer Baustein oder Mörtel, jedenfalls etwas, das das Vorstellungsvermögen inspirieren soll:

¹³ Für eine ähnliche Definition vgl. Paul, Schaffer 2009.



Abb. 2: Ins A Kromminga, Ausschlusskriterium (criteria for rejection), Bleistift, Aquarell auf Papier, 16 X 23 cm, 2007

Das ist eine Zeichnung von Ins A Kromminga, die „Ausschlusskriterium (criteria for rejection) heißt - Bleistift, Aquarell auf Papier, 16 X 23 cm, 2007“.¹⁴ Ich zitiere hier Krommingas Arbeit, um Sie an genau jene Dimension von queer zu erinnern, für die das Wort queer im ersten, älteren Wortsinn herhält: merkwürdig, eigenartig, bis hin zu falsch und pervers, jedenfalls eine Form, oder Un_Form, oder etwas Un_formendes bezeichnend, das den bekannten und vertrauten Kategorisierungen nicht so ohne weiteres entsprechen will – und dennoch mit ins Haus will, oder mehr noch, längst schon im Haus anwesend ist.

Denn noch einmal zurück zu gesellschaftlichen Architekturen, zu den Häusern – und zu Kategorien, und den Arten, auch gewaltvoll zu wirken: Die Gewalttätigkeit einer binären Geschlechterordnung wird in queeren Zusammenhängen oft anhand der heteronormativen Logik öffentlicher Toiletten diskutiert. Ich zitiere hier eine Beschreibung der queeren Theoretikerin Judith Jack Halberstam, die unter anderem über weibliche Männlichkeiten gearbeitet hat:

Kürzlich auf dem Weg zu einem Vortrag in Minneapolis musste ich am Chicagoer O'Hare Flughafen umsteigen. Vom Bedürfnis getrieben, die öffentlichen Einrichtungen zu verwenden, mich frisch zu machen, mich zu erleichtern und andere derartige Euphemismen betrat ich zielbewusst die Frauentoilette. Kaum hatte ich die Toilettenkabine betreten, klopfte jemand an die Tür: „Hier ist der Sicherheitsdienst, öffnen Sie!“ Die beiden Sicherheitswachen bemerkten ihren Irrtum, sobald sie meine Stimme hörten, murmelten Entschuldigungen und verschwanden. (...) Einmal mehr war ich für einen Mann oder Jungen gehalten worden, und irgendeine Frau (die wovon genau Angst hatte?) hatte den Sicherheitsdienst gerufen. Genau dieselbe Ereignissequenz wiederholte sich auf derselben Reise am Flughafen in Denver. (...) [D]ass das eigene Geschlecht von anderen in Zweifel gezogen wird, ist ein häufiges Vorkommnis im Leben vieler androgyner oder maskuliner Frauen. Tatsächlich geschieht das so häufig, dass sich die Frage stellt, ob nicht die Kategorie „Frau“ als Bezeichnung für öffentliche Einrichtungen eigentlich völlig überholt

¹⁴ Mehr zu Ins A Krommingas Arbeiten: <http://www.abject.de>

ist. (...) Das Toiletten-Problem bringt allen daran Beteiligten die sonst unsichtbar bleibenden Geschlechtsstandards und deren Verletzung zu Bewusstsein (...). Tatsächlich bringt der Vorwurf "Sie sind im falschen Klo" zwei unterschiedliche Dinge zum Ausdruck. Erstens wird hier verkündet, dass dein soziales Geschlecht nicht mit deinem anatomischen Geschlecht übereinstimmt (zwischen deiner offensichtliche Männlichkeit oder Androgynie und deinem vermeintlichen weiblichen Geschlecht herrscht Unstimmigkeit); zweitens wird suggeriert, dass Toiletten, die als für nur ein Geschlecht bestimmte ausgewiesen sind, nur für die da sind, die eindeutig in die eine (männlich) oder die andere (weiblich) Kategorie passen. (Halberstam 1999: 176, Übers. js)

Bei dem von Judith Halberstam diskutierten Problem handelt es sich nicht um zufällige Wahrnehmungsfehler Einzelner, die in queeren Belangen uninformiert sind. Die Rede ist hier von einem herrschenden Darstellungs- und Wahrnehmungssystem, das bestimmte Weisen, ein Geschlecht zu leben (als normale Frau, als echter Mann) wahrnehmbar und lesbar macht – und andere in eine Sphäre des Unlesbaren, Nicht-Existenten, Unmöglichen, Abnormen, Nicht-Echten, Monströsen verweist. Und das ist Darstellungsgewalt: denn nicht echt, nicht wirklich, unwahr (kein echter Mann; nicht Frau, so wie Frauen sein sollen; dieses Begehren eine jugendliche Absurdität, die sich auswachsen wird) genannt zu werden, produziert nicht nur eine Form der Unterdrückung (über die sich im übrigen das Echte, das Wirkliche, das Wahre bestimmt), sondern eine Form der „entmenschlichenden Gewalt“ (Butler 2004: 217), die sich über den Status, oder besser: Nicht-Status der Unlesbarkeit herstellt.

Baustein 3: Tintenfischalarm

Der Film Tintenfischalarm¹⁵ thematisiert und untersucht diese Form der Gewalt, die ein gesellschaftliches Repräsentationssystem ausübt an Leuten, die nicht genau der Einteilung in ein Zweigeschlechtersystem entsprechen. Speziell an Tintenfischalarm ist die darin vorgestellte Selbstrepräsentation einer Person, die die Effekte dieser Gewalt an sich selbst zeigt, benennt und beschreibt, während gleichzeitig ihrer Darstellung nichts Viktimisierendes anhaftet, nichts vorkommt, was diese Person klein macht, sondern ganz im Gegenteil hier jemand als handlungsmächtig repräsentiert wird – handlungsmächtig auch im System der Zeichen, der Sprache, der Bedeutungsproduktion. Als Baustein dient mir das, was der Film herstellt, weil hier Alex Jürgen als Protagonist gezeigt ist und sich zeigt, wie er geschlechtlichen Normvorstellungen nicht entspricht. Gleichzeitig benennt er die Gewalt, die ihm angetan wurde, um dennoch zu entsprechen. Und in all dem nimmt er und gewinnt er als handlungsmächtiges Subjekt seiner Rede und Handlungen Raum.

Tintenfischalarm endet mit Wegen der Vereindeutigung. Alex Jürgen wird Mann und bedient sich dazu allerlei medizinischer und hormoneller Werkzeuge. Er entscheidet sich also für eine Arbeit hin zu einem leichteren Überleben durch ein eindeutigeres Entsprechen und Durchgehen bzw. passen entlang normativer Vorgaben darüber, wie eine geschlechtliche oder sexuelle Identität auszusehen hat.

Das dem Film implizite politische und ebenso ästhetische¹⁶ Problem aber ist, dass Normalität, zum Beispiel die Normalität zweier normaler Geschlechter, um als Normalität überhaupt eine bestimmbare Form zu gewinnen, auf allerlei Andersheiten, Abnormalitäten und Perversionen angewiesen ist. Zum Beispiel an den frühen sexualwissenschaftlichen Untersuchungen fällt auf – und es sind im übrigen genau diese Wissenschaften, durch die im 19. Jahrhundert die Kategorien wie homosexuell, pervers und schließlich auch heterosexuell erfunden und popularisiert werden – wie sehr sie durch den enormen Aufwand bestimmt sind, auf hunderten von Seiten allerlei Arten von pathologischen Sexualitäten festzuhalten. Normativer Fluchtpunkt dieser wuchernden Bestimmungen sind die üblicherweise schmalen ersten oder

¹⁵ Tintenfischalarm, A 2006. R: Elisabeth Scharang, D: Alex Jürgen. <http://www.tintenfischalarm.at/index.php> (10. Mai 2009)

¹⁶ Mit Ästhetik meine ich die Gestaltung und Reflexion der Strukturen, Prozesse und Effekte des Darstellens, Sichtbarseins und Wahrgenommenwerdens. Angesprochen ist also eine Dimension des (auch visuellen oder materiellen) Nachdenkens, das nicht nur die Herstelltheit, sondern auch die Art und Weise der Produziertheit von Wirklichkeit, ihre spezifische *Form*, thematisiert, ebenso wie jene Prozesse des Unterscheidens, die diese Form und ihr Ausgeschlossenes erzeugen. (Vgl. Schaffer 2008: 85)

letzten zwanzig Seiten dieser Bücher und ihre Bestimmung einer sittlichen, normalen, gesunden Heterosexualität. Anders gesagt gibt es, das zeigen diese, unsere Vorstellung sexueller Existenzweisen bis heute bestimmenden Texte, ein enormes Abhängigkeitsverhältnis zwischen der Kategorie des Normalen und den Kategorien des Abnormen. Dieses Abhängigkeitsverhältnis ist nicht nur verdeckt, es wird zudem aus der Kategorie des Normalen und ihrer Bewohner_innen hinaus in die Kategorien der Andersheit verschoben.

Baustein 4: Melanie klein/groß

Wenn dieser Mechanismus der Herstellung der Normalität der einen und Abnormalität der anderen gerechter verteilt werden soll, dann geht es auch darum, Abnormalität, Unsicherheit, Nicht-Identität in das eigene sichere Haus einzuladen. Wie das gehen soll – dazu fallen mir gegenwärtig vor allem psychoanalytisch und ästhetisch aufgeladene Begriffe ein. Der queere Performance-Theoretiker José Esteban Muñoz beschreibt beispielsweise Disidentifikation als einen Modus der Distanznahme, um „eine Arbeit zu beschreiben, welche die in der dominanten Kultur materiellen und psychisch verankerten Plätze weder zurückweist, noch sich mit ihnen vollständig identifiziert“ (Muñoz 2007: 35).¹⁷ Der Disidentifikation als psychischer Arbeit möchte ich einen ästhetischen Arbeitsbegriff hinzufügen – den Begriff des Un_formhaften. Die Un_form ist eine Referenz an George Batailles Ausdruck informe: ein Adjektiv (im englischen mit formless, also formlos, übersetzt, vgl. Bois/Krauss 1997), das, so Bataille, dazu dient, sowohl zu deklassifizieren wie auch zu deklassieren („servant à déclasser“, Bataille, zit. nach Bois/Kraus 1997: [9]) – das also dazu da ist, Klassifikationen ebenso wie Hierarchien durcheinander zu bringen. „Das Formlose ist ein Arbeitsvorgang“, schreibt Bois dazu („The formless is an operation“, Bois 1997:18). Es ist damit nicht die neue Form der Nicht-Form hergestellt, sondern eine Handlung: die Un_Form ist das Un_formende.



Abb. 3: Jakob Lena Knebl: Melanie klein/groß, Fotoarbeit, in Zusammenarbeit mit Hans Scheirl entstanden, fotografiert von Heidi Harsieber, A 2006.

Disidentifikation als Arbeit der Distanznahme, die in der dominanten Kultur materielle und psychisch verankerten Plätze weder zurückweist noch sich mit ihnen vollständig identifiziert und das Un_formhaftige, vielleicht auch Formlose, können alternative visuelle Texte gut zu ihrer Unterstützung brauchen. Enden möchte ich mit einem ironisch deklassifizierenden und deklassierenden visuellen Zitat: Jakob Lena Knebls Melanie klein/groß als queere visuelle Übersetzung der Tendenz zum Un_Formenden (Abb. 3).ⁱ Die Arbeit zeigt zwei Figuren, die eine queere Aneignung von Körperformen und Körperformaten performen, die gemeinhin als lustig, hässlich und monströs gelten. Die zwei Figuren werden von zwei Künstler_innen ausgeführt – das ist Jakob Lena Knebl links und Hans Scheirl rechts. Beide verwenden oft Darstellungen ihrer eigenen Körper in ihren Arbeiten, um Transformationen, Dekonstruktionen und Rekonstruktionen sexueller Identitäten zu erproben. In dieser Fotoarbeit performen ihre Figuren nicht nur visuelle Deklassifizierung entlang geschlechtlicher Eindeutigkeit und Uneindeutigkeit. Ebenso umarmen sie die mit dieser Tendenz zur Un_Form einhergehende Deklassierung, eine wahrlich riskante soziale Praxis, der ich hiermit gerne Aufmerksamkeit zukommen lassen möchte.

Literatur

¹⁷ Zu diesem letzten Textteil siehe Schaffer 2008: 161-164.

Bois, Yves-Alain/Krauss, Rosalind (1997): *Formless: A User's Guide*, New York: Zone Books, 1997, S. 13-40.

Bois, Yves-Alain (1997): „The Use Value of ‚Formless‘“. In: Yves-Alain Bois/Rosalind Krauss, *Formless: A User's Guide*, New York: Zone Books, 1997, S. 13-40.

Judith Butler, *Undoing Gender*. London, New York: Routledge 2004.

Judith Halberstam, *The Art of Gender: Bathrooms, Butches, and the Aesthetics of Female Masculinity*, in: Jennifer Blessing (Hg.) *Rose is a rose is a rrose: Gender Performance in Photography*. New York: Guggenheim Museum, 1999,

Muñoz, José Esteban (2007): „queerness's labor oder die arbeit der disidentifikation“.

Übers. Iris Homann, Renate Lorenz. In: Renate Lorenz (Hg.),

Normal Love. Precarious Sex. Precarious Work, Berlin: b_books, S. 34-39.

Barbara Paul, Johanna Schaffer: *Einleitung: Queer als visuelle politische Praxis*, in: diess. (Hg.), *Mehr(wert) queer – Queer Added (Value) Visuelle Kultur, Kunst und Gender-Politiken – Visual Culture, Art, and Gender Politics*. Bielefeld: transcript (erscheint Juni 2009)

Johanna Schaffer, *Ambivalenzen der Sichtbarkeit. Über die visuellen Strukturen der Anerkennung*. Bielefeld: transcript 2008

Mark Terkessidis, *Diversity statt Integration. Kultur- und integrationspolitische Entwicklungen der letzten Jahre*. In: *Kulturpolitische Mitteilungen* Nr. 123, V/2008, 47-52

Der Käsesuppe auf den Grund gehen.

Ein Menü in drei Gängen von iss es kunst – Text: Gudrun Pechtl



Je größer die Sehnsucht nach „Authentischem“, nach einer Verortung des Eigenen und Fremden in einer jeweils übergeordneten und in sich abgrenzbaren „Kultur“, desto mehr wird gerade das Essen mit seinem höchst urtümlich-existenziellen Charakter zu einer (problematischen) Chiffre für eine sogenannte „kulturelle Identität“.

Über Essen lassen sich sehr leicht Wohlgefühl herstellen, harmonische Bilder von Geborgenheit, Zugehörigkeit...

Deshalb sind gerade multikulturelle Feste mit Essen aus – wie das dann oft genannt wird – „verschiedenen Kulturen“ so ein beliebtes Medium, um eine Harmonie heraufzubeschwören die aber weitgehend auf klischeehaften Bildern aufgebaut ist.

Hier setzte das Ess-Kunst Projekt des Kollektivs iss es kunst an, das im Rahmen der Tagung der IG Kultur Vorarlberg umgesetzt wurde:

Den TeilnehmerInnen wurde ein Abendessen serviert, das oberflächlich betrachtet genau Vorgenanntes leistete: Harmonie herzustellen und kulturalistische Vorstellungen zu bedienen. So wurde als erstes Gericht eine Vorarlberger Käsesuppe aufgetragen, also ein typisches „Heimatgericht“, durch den in Vorarlberg so wichtigen Käse klischeehaft verankert in Bildern zur Ländle-Idylle. Als zweites folgten „orientalische“ Teigtaschen - für jene Bilder in unseren Köpfen, die wir so hübsch unter „Orient“ abgespeichert haben. Und zuletzt eine Nachspeise aus der sogenannten „FUSION“-Küche, eine Modeerscheinung in mitteleuropäischen Trendrestaurants, mit dem Anspruch die Küchen der Welt zu fusionieren, sich zuzusagen überall das Interessanteste herauszuholen.

In diesen 3 Gängen versteckt fanden sich aber an die EsserInnen gerichtete Fragen, die das oberflächliche Thema dieses Essens auf einer anderen, persönlichen Ebene vertieften. So stand am Grund der Käsesuppenteller „woran nähren sich deine bilder?“ geschrieben. In den Fleischtaschen versteckt fand sich „wem stellst du deine fragen?“ und „woher nimmst du deine antworten?“. Und die Nachspeise war gespickt mit „was glaubst du sicher zu wissen?“.

Diese im Essen versteckten Textspuren sollten dazu einladen, die Quellen des eigenen Denkens kritisch zu hinterfragen, die eigene Wahrnehmung, die eigenen Projektionen zu reflektieren. Denn auch wenn man an sich selbst den Anspruch stellt, sehr differenziert mit Dingen umzugehen: wir alle erzeugen und installieren permanent etwas als Wissen das - mehr oder weniger bewusst – aus aktuellen und immer begrenzten eigenen Wissensständen, direkten und vermittelten Erfahrungen und auch aus Vorurteilen, medialen Bildern, Gefühlen generiert wird. Das Bewusstsein und Spüren dieser Bedingtheit des eigenen „Wissens“ ist – konsequent gelebt - vielleicht der beste Schutz dagegen, sich identitär/kulturalistisch fixiert und folglich ausschließend zu verhalten. Die Esssituation während der Tagung verstand sich als leiser und lustvoller Beitrag, um diesen Überlegungen Raum zu geben.

Das andere Ich / Öteki ben

Das andere Ich ist ein Dokumentarfilm, der sich mit türkischen und kurdischen Frauen aus Vorarlberg, Innsbruck und Wien auseinandersetzt. Es werden Interviews mit Frauen aus verschiedenen Generationen über die Themen Liebesbeziehungen, Ehe und Sexualität



geführt. Die Vielfalt der Lebenserfahrungen als Ehefrau, Freundin, Heterosexuelle und Lesbe wird durch einen offenen Umgang kritisch beleuchtet. Jede der Protagonistinnen fällt durch ihre eigenen Entscheidungen aus dem Klischeebild der Opferrolle Frau heraus. Der Film zeigt gesellschaftliche und eigene Grenzen, aber auch die durch deren Überwindung entstehenden Alternativen.

Sie geniere sich, sagt die Frau ganz unverwandt in die Kamera und lacht. Mit einer Reihe solcher und ähnlicher Sätze aus dem Mund verschiedener Frauen beginnt der Dokumentarfilm Das andere Ich. Schon im ersten Satz spüren wir: Erinnern ist nicht nur schön. Erinnern tut auch weh. Erinnern ist Arbeit. Erinnern macht Schmerz. Trotzdem sind die 10 Frauen, die in den nächsten eineinhalb Stunden zu Wort kommen, alles andere als Opfer. Sie sind Ehefrauen, Freundinnen, Mütter, Töchter, Verlassene und Träumende. Sie sind verliebt, enttäuscht, wütend, traurig, melancholisch, lustig oder frech. Und sie beweisen alle Stärke in ihren Grenzerfahrungen und -überschreitungen, dem Leben in und zwischen zwei Kulturen, zwischen den Zeiten und familiären wie gesellschaftlichen Zwängen. Sie sprechen, nach Überwindung der anfänglichen Scheu, über Liebesfreuden und -leiden, über die Ehe und über ihre Sexualität, von Zwangsheirat und Familienehre, von Konflikten und Versöhnungen, Einsamkeit und Liebe. Immer wieder Liebe, heterosexuelle wie lesbische. Dabei sehen sie frei in die Kamera, Aug in Aug mit den ZuschauerInnen. Das andere Ich hat Zeit, gibt Zeit. Zeit zum Nachdenken, Zeit zum Sprechen. Auch zum Sehen, Vertiefen, und erlaubt dem Film somit ein stark episches Element.

Das andere Ich ist geduldig mit der Zeit, die die Frauen brauchen, um sich zu erinnern, um sich zu ordnen und die Gedanken an die Oberfläche zu bringen. Der Film hat einen filigranen poetischen Grundton. Durch die Erzählung von Lebenssplittern werden feine Nuancen erkennbar und auf den Gesichtern tut sich dann ganz plötzlich eine ganze Welt auf; Es wird etwas sichtbar gemacht was zu vor unsichtbar war. Und obwohl der Dokumentarfilm sichtlich komponiert, kompiliert, gegenüberstellt, verdichtet und entzerrt, bleibt er dennoch den Frauen gegenüber absichtslos. Dass Geschichte von Frauen gesponnen wird, dass Erzählen weiblich ist, wird mehr als deutlich. Das andere Ich ist ein Film, der genug Spielraum für die unterschiedlichen Lebensentwürfe der Frauen lässt, und dabei die jeweils spezifische Ausdrucksweise, ihr Tempo, ihre Sicht auf die Welt und die jeweils eigene Geschichte ernst nimmt. Darüber hinaus eröffnet er Blicke in eine Welt zwischen den Welten: Es ist die Welt von türkischen und kurdischen Frauen, die in erster, zweiter oder dritter Generation in Österreich leben. Und sie leben hier in einer Weise, wie sie nur selten öffentlich sichtbar wird. Persönlich, aber nie voyeuristisch. Nahe, aber nie grenzüberschreitend.

Regie: Mukadder Püskürt,

Kamera: Mahir Yıldız

Produktion: Mukadder Püskürt, Günay Özaylı

Kontakt: Mukadder Püskürt, Hasnerstrasse 16/21, 1160 Wien, mukadder_puskurt@hotmail.com

Impressum



Medieninhaberin und Herstellerin: IG Kultur Vorarlberg, Bahnhofstraße 6/2, 6800 Feldkirch,
www.igkultur-vbg.at

Johannes Rausch, Manuela Mylonas, Margret Broger, Sabine Benzer, Bernhard Amann, Yener Polat, Rainer Roppele,
Juliane Alton

Konzept: Sabine Benzer, Juliane Alton

Das Urheberrecht der einzelnen Beiträge und Abbildungen liegt bei den Autor/innen und Künstler/innen.

Wir danken den Unterstützer/innen:



i m p u l s e
Privatstiftung
